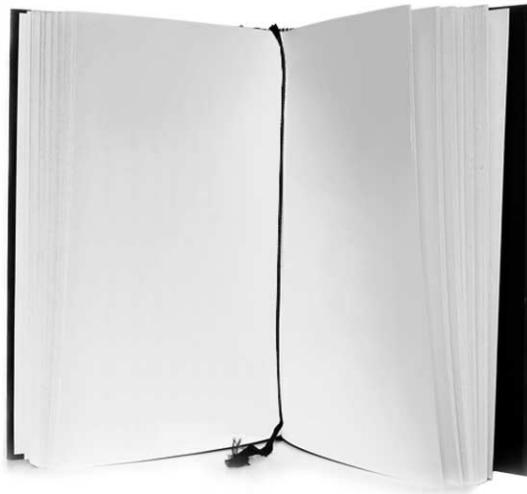


Mutter, antworte doch...

Zur Nachhaltigkeit unbeantworteter Fragen



Dörte Rothenburg / Schon Jahre bevor meine Mutter 91-jährig starb, wurde nach und nach offenbar, dass sie immer häufiger aus dem Rahmen fiel, vor allem aus dem einer „normalen“ Kommunikation. Immer seltener passten ihre Antworten; viele Aussagen deckten sich nicht mehr mit früheren. Es klappten plötzlich Widersprüche ganz anderer Art als die, die mir schon als Kind oder Jugendliche zu schaffen gemacht hatten.

Verbissen, wie einst, begann ich zu insistieren, hakte verzweifelt nach, um endlich doch noch „die Wahrheit“ aus ihr herauszuholen – eine Wahrheit, die wenigstens in großen Teilen mit inzwischen von mir selbst entdeckten Fakten, wiederentdeckten Gefühlen und Wahrnehmungen oder neuen Erkenntnissen und veränderten Einstellungen übereinstimmen sollte.

Je weniger das gelang, desto wütender wurde ich.

Eine Zeitlang zahlte ich ihr, ohne mir dessen bewusst zu sein, mit gleicher Münze all die kränkenden Sätze heim, mit denen sie mich jahrelang traktiert hatte (Kannst du keine ordentlichen Fragen stellen? Musst du immer wieder auf denselben Themen

herumhacken? So frag doch vorher, wenn du was willst, und nimm es dir nicht einfach! Nun rede doch kein so dummes Zeug!)

Schließlich lenkten Scham, Einsicht, ein Gefühl für Würde und Hilfe von außen meine Wut in Bahnen, auf denen ich meine Sehnsucht nach der einen Wahrheit aus ihrem Munde und die in sie verwobenen Gefühle auseinander zu halten vermochte; und ich musste die Unvereinbarkeit von Wunsch und Realität akzeptieren.

Wieviel Mut man zum Fragen braucht, das hatte ich schon als Kind zu Hause und in der Schule bzw. später an der Uni begriffen („Eines Studenten an unserer sozialistischen Hochschule sind solche Fragen unwürdig!“ – Es ging um den Einmarsch der Russen in Prag 1968).

Nun, in der Erfahrung mit meiner dementen Mutter, lernte ich als über 50-Jährige Demut angesichts eines alters- und krankheitsbedingten Verfalls, der das Fragen ad absurdum

führte. Zurückgeworfen auf die nackte Essenz dessen, was ich so notwendig zu wissen begehrte, brauchte es wiederum Mut, sich den eigenen Antworten zu öffnen, den Sinn-Hintergrund neu auszuleuchten und die Realität, dass meine Mutter mir nie mehr antworten würde, obwohl sie noch lebte, auszuhalten und zu akzeptieren: Was ich bis jetzt nicht als „wahr“ herausbekommen hatte – von ihr würde ich nichts mehr erfahren.

Die Frage aller Fragen: Hatte sie mich je geliebt? Sich selbst? Konnte sie mich nicht besser schützen? Warum entschied sie sich in Wahrheit für diesen oder jenen Weg? War diese so zäh schuftende, von ihren Kollegen und Freundinnen hoch geschätzte Frau nur in meinen Augen so schwach – in ihrer Autoritätsgläubigkeit, in ihrer Unfähigkeit, sich mit lebendigen, starken Gefühlen auseinander zu setzen und sie anzunehmen? Was habe ich mir genommen von dem, was sie mir fürs Leben mitgab, mit oder ohne Erlaubnis?

Was wollen wir denn wirklich hören und wissen von denen, die uns prägten, von unseren Eltern, ehe der große Verweigerer Tod unsere Fragen endgültig an uns selbst zurückweist...